

Für unsere Kinder

Nr. 3 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1908

Inhaltsverzeichnis: Der Strom des Lebens. Von Johann Gottfried Herder. (Gedicht.) — Der Fischteich. Ein Märchen von Franz Henschel. — Der große Krebs im Mohriner See. Von August Kopisch. (Gedicht.) — Zwei Treibhauspflanzen. Von Hebe. (Fortf.) — Des Kaisers neue Kleider. Märchen von Andersen. — Sänfentante. Von Hoffmann v. Fallersleben. (Gedicht.)

Der Strom des Lebens.

Von Johann Gottfried Herder.

Fliege, des Lebens Strom. Du gehst in
Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' eine die andere
begräbt.
Mühe folgt der Mühe; doch, kenn' ich
süßere Freuden
Als besiegte Gefahr oder vollendete Müh'?
Leben ist Lebens Lohn, Gefühl sein ewiger
Kampfpreis.
Fliege, wogiger Strom! nirgend ein stehen-
der Sumpf!

Der Fischteich.

Ein Märchen von Franz Henschel.

In einem fernen Lande liegt ein großer Teich, der einst von zahlreichen Fischen aller Art bevölkert war. Die meisten dieser Fische waren friedlich gesinnt; sie führten ein ruhiges, beschauliches Leben, begnügten sich mit der Nahrung, die ihnen die Natur bot, und verwandten im übrigen ihre freie Zeit auf die sorgfältige Erziehung ihrer kleinen Fischkinder. Nichts hätte die Lebensfreude dieser Fische gestört (denn Menschen, die ihnen mit Angel und Netz nachstellten, gab es in jener entlegenen Gegend damals noch nicht), wenn nicht — die Hechte dagewesen wären. Ja, die bösen Hechte! Sie waren von den übrigen Fischen in jeder Beziehung verschieden. So friedlich diese waren, so gewalttätig und kriegerisch waren jene gesinnt. In ihrem Frevelmut gingen sie sogar so weit, daß sie den anderen, kleineren Fischen

nachstellten und so viele von ihnen fraßen, wie sie nur irgend bekommen konnten. Und dabei — und das war das Wunderbare an der Geschichte — gab es in dem Teich kaum ein Duzend Hechte, während die Zahl der anderen, friedlichen Fische wohl ein paar hundert betrug! Aber was half ihnen ihre größere Anzahl? Sie waren ja viel schwächer als die Hechte, und so kam es, daß immer mehr von ihnen den Räubern zum Opfer fielen.

Das erregte natürlich Erbitterung und Trauer unter den bedrohten Teichbewohnern. Dem einen wurde der Vater, dem anderen die Mutter entrissen, jener verlor seine Braut, dieser hatte den Verlust seiner geliebten Kinder zu beklagen. Niemand konnte mehr in Ruhe seiner Beschäftigung nachgehen, denn keiner wußte, ob ihn nicht im nächsten Augenblick solch gefräßiges Raubtier packen würde. Viele waren allerdings schon so abgestumpft gegen diese Gefahr, daß sie in ihr etwas Selbstverständliches, Unabänderliches erblickten. Aber einige — und das waren die Mutigsten und Tatkräftigsten der ganzen Fischgesellschaft — waren anderer Meinung. Sie kamen heimlich zusammen und berieten über Maßregeln, durch die man sich von den gewalttätigen Hechten befreien konnte. Doch, o Jammer! Als sie sich noch inmitten ihrer Beratung befanden und ein Redner gerade in den schärfsten Worten die Tyrannei der Raubtiere geißelte — da fuhren einige riesige Hechte, die ihnen heimlich nachgeschwommen waren, in die erschrockene Versammlung und nahmen die Anwesenden gefangen.

Nun wurde ein hochnotpeinlicher Prozeß gegen die Übeltäter angestrengt. Der Führer der Hechte beschuldigte sie, an einer geheimen Verbindung teilgenommen zu haben, die den gewalttätigen Umsturz der bestehenden Teichverfassung erstrebe; dadurch hätten sie sich des Hochverrats schuldig gemacht. Der Tag der Verhandlung kam heran. Die armen Angeklagten verteidigten sich, so gut sie konnten. Sie behaupteten, sie seien nicht dazu da, von den Hechten gefressen zu werden. Sie hätten das Recht, sich dagegen zu wehren. Aber da kamen sie schön an! Der Hecht, der die Anklage vertrat, fragte höhnisch, was das denn für ein Recht sei, in welchem Gesetzbuch das stünde. Natürlich konnten die armen Sünder

auf diese Frage keine Antwort geben. Die Gesetzbücher des Teiches wurden nämlich von den Hechten ganz allein gemacht — und da stand nichts von einem solchen „Recht“ darin. Im Gegenteil: da wurde den Hechten ausdrücklich die Erlaubnis gegeben, so viel von den anderen Fischen zu fressen, wie sie wollten; denn diese seien da, geirren zu werden. Kurz und gut: die Angeklagten wurden verurteilt, wie es nicht anders zu erwarten war. Das Gericht erklärte, sie hätten sich einer ehrlosen Handlung schuldig gemacht, weil sie versucht hätten, an den Grundfesten der bestehenden Teichordnung zu rütteln; dagegen müsse im Interesse aller gutgesinnten Teichbewohner — damit waren die Hechte gemeint — ganz energisch eingeschritten werden. Die Angeklagten wurden deshalb dazu verurteilt, mehrere Jahre in einer moralischen und nie von der Sonne beschienenen Ecke des Teiches eingesperrt zu werden. —

Gleichzeitig gründeten die Hechte einen Verein und zwangen alle Fische, deren sie habhaft werden konnten, zum Beitritt. Den Vorsitz führten hier aber Hechte, und reden durften auch nur Hechte. Die anderen durften nur zuhören und die Beiträge bezahlen. In dem Verein hielten nun die Hechte schöne Vorträge. Sie machten den Zuhörern klar, daß es ganz falsch wäre, zu behaupten, was den Hechten gut sei, sei nicht auch für die anderen Fische gut. Es tue allen wohl, wenn die Hechte die anderen aufträßen. Die Hechte taten das nur den kleinen Fischen zuliebe, um diese vor Gefahren und Unglücksfällen zu behüten. Denn wenn die Fische erst im Magen der Hechte wären, dann könnte ihnen nichts mehr zustoßen. Sie brauchten sich auch keine Nahrung mehr zu suchen; das taten ja die Hechte für sie.

Solche schönen Reden hielten die Hechte in diesem Verein. Aber die elende Lage der armen Fische wurde dadurch nicht gebessert. Immer mehr von ihnen fielen den Hechten zum Opfer, und wenn diese ihnen auch sagten, daß sie sich in ihrem Magen sehr wohl fühlen würden, so konnte das doch keiner nachprüfen! —

Da packte endlich einige der tatkräftigsten Fische der Mut der Verzweiflung. Sie sahen ein, daß sie alle verloren waren, wenn sie sich nicht dazu aufrafften, den gegenwärtigen schrecklichen Zuständen ein Ende zu machen. Wieder beriefen sie eine Versammlung der bedrängten Fische ein — und diesmal so heimlich und nach einem so versteckten Orte, daß die Hechte, die

sich eben ihren Magen mit einer Menge armer Fischlein vollgepfropft hatten und sich nun dem angenehmen Geschäft der Verdauung hingaben, nichts davon merkten. In dieser Versammlung hielt nun ein junger, aber kluger und mutiger Fisch eine flammende Rede. Er schilderte zuerst in ergreifenden Worten die jammervolle Lage der Teichbewohner und die Ruchlosigkeit der gefräßigen Hechte, und fügte dann mit donnernder Stimme hinzu:

„Und an all diesem Unglück seid ihr selbst schuld!“

Da entstand allgemeine Verwunderung und Bestürzung unter den Zuhörern. Alles rief und schrie durcheinander:

„Was? Wir sollen daran schuld sein, daß uns die Hechte auffressen? Das verstehen wir nicht! Wie können wir uns denn dagegen schützen?“ —

„Das fragt ihr noch?“ entgegnete der junge, tatkräftige Fisch. „Ja seht ihr denn gar nicht, daß ihr viel zahlreicher seid als die paar Hechte? Auf zehn von uns kommt doch immer erst ein Hecht!“

Nun war die Verwunderung der Versammelten noch größer; denn das war ihnen noch niemals zum Bewußtsein gekommen. Die Hechte hüteten sich nämlich schön, ihnen diese Tatsache mitzuteilen; sie waren im Gegenteil bestrebt, die anderen Fische in möglichst großer Unwissenheit zu erhalten. Sahen sie doch nur zu gut ein, daß Wissen unzufrieden macht. — Darum also war das Erstaunen und die Erregung der kleinen Fische so groß, weil sie zum erstenmal die Wahrheit erfuhren.

Dann kamen ihnen aber doch wieder Bedenken:

„Wenn wir auch viel zahlreicher sind als die Hechte,“ riefen sie, „so sind diese doch viel stärker. Wie sollen wir sie überwinden?“

Doch der junge Fisch erwiderte:

„Fallen euch denn noch immer nicht die Schuppen von den Augen? Die Sache ist doch so einfach: Ihr müßt eben fest und einig zusammenhalten und nicht feige davonschwimmen, wenn ein Hecht einen von euch gepackt hat, sondern zu Duzenden über den Räuber herfallen, um euren Bruder zu befreien!“

Da ging den Fischlein endlich ein Licht auf. Begeistert riefen sie alle: „Ja, das wollen wir tun!“ und schwammen nun in geschlossenem Zuge kampfbereit mitten in den Teich hinein.

Es dauerte gar nicht lange, da stießen sie auf wohlgenährte Hechte. Die rissen ihre Glosaugen auf, weil die Fische in so großer Menge dahergeschwommen kamen und nicht — wie sonst — beim Anblick ihrer Verfolger feige auseinanderstoben. „Hei,“ dachten die Hechte, „die können's wohl nicht erwarten, bis sie gefressen werden!“ und fuhrn auf die Schar los. Doch, o Wunder! Was war das? Kein einziges der Fischlein ergriff die Flucht. Und kaum hatten die Hechte einige von ihnen gepackt, da fielen die übrigen Fische über sie her und zwangen sie mit Bissen und Schwanzschlägen, von ihren Opfern abzulassen und schleunigst die Flucht zu ergreifen.

Jedesmal, wenn jetzt die Hechte auf Beute ausgingen, ward ihnen von den treu zusammenstehenden Fischen nachdrücklich klar gemacht, daß es mit ihrem verm. intlichen Herrenrecht ein für allemal zu Ende sei. Nur ganz selten gelang es ihnen noch einmal, ein von den übrigen verirrt's Fischlein wegzuschnappen. Der nagende Hunger zwang die Räuber, auf einen Ausweg zu sinnen. Die jüngeren gewöhnten sich allmählich daran, ihren leeren Magen mit anderer Kost zu füllen. Gleich den übrigen, friedlichen Fischen nährten sie sich von Wasserschnellen, Muscheln, Frosch- und Molchbrut und was sonst der Teich ihnen an Nahrung darbot. Die älteren Hechte jedoch, die es für unter ihrer Würde hielten, ihren Unterhalt gleich dem „gewöhnlichen Fischpack“ durch ehrliche Nahrungssuche zu gewinnen, machten noch mehrmals gewaltsame Versuche, ihre Herrschaft zurückzuerobern. Doch den vereinten Kräften der Fischlein gelang es jedesmal, die Angriffe der alten Räuber siegreich abzuwehren, so daß diese, nachdem schon einige von ihnen an Entkräftung zugrunde gegangen waren, sich endlich zum Auswandern entschlossen. Durch den schmalen Abfluß hindurch verließen sie den Teich, um ein Gewässer zu suchen, wo die Fischlein noch nicht eingesehen hatten, daß Einigkeit auch den Schwachen Stärke verleiht.

Nun waren die Teichbewohner die gefräßigen Räuber los. Zwar hatten bei den wiederholten Kämpfen auch viele von ihnen ihr Leben lassen müssen, aber dafür hatten sie sich auch jetzt einen bisher nie gekannten Zustand des Friedens und Glückes errungen. Ihr Teich kam ihnen noch einmal so schön vor wie früher, und die liebe Sonne erschien ihnen noch einmal so hell und freundlich. Und keiner konnte es mehr verstehen, wie es überhaupt möglich gewesen war, daß man die Tyrannei der Hechte so lange ertragen hatte.

Der große Krebs im Mohriner See

Von August Kopisch.

Die Stadt Mohrin hat immer acht,
Sucht in den See bei Tag und Nacht.
Kein gutes Christenkind erleb's,
Daß los sich reiß' der große Krebs!
Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann.

Man sagt: er ist viel Meilen groß
Und wend't sich oft, und kommt er los,
So wäht's nicht lang, er kommt ans Land:
Ihm leistet keiner Widerstand.
Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen
alter Brauch,
So muß dann alles mit ihm zurück gehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt einer was ins Maul hinein,
So kehrt der Bissen, vor dem Kopf,
Zurück zum Teller und zum Topf.
Das Brot wird wieder zu Mehle, das Mehl
wird wieder Korn —
Und alles hat beim Gehen den Rücken dann
nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus,
Der Baum kriecht wieder in den Keim,
Der Ziegelstein wird wieder Leim.
Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht
nach der Kuh,
Die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es
immerzu!

Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
Und kriecht dann in den Aker ein.
Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Not
beginnt,
Der wird vor allen Leuten zuerst ein Pappellind.

Dann muß der edle Rat daran,
Der wohlgewigte Schreiber dann;
Die erbgesegne Bürgerchaft
Verliert gemach die Bürgerkraft.
Der Rektor in der Schule wird wie ein
Schülerlein,
Kurz, eines nach dem andern wird Kind und
dumm und klein.

Und alles kehrt im Erdenchoß
Zurück zu Adams Erdenkloß.
Am längsten hält, was Flügel hat,
Doch wird zuletzt auch dieses matt.

Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht ins Ei,
Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie so weit!
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit!
Die Obrigkeit hat wacker acht,
Daß sich der Krebs nicht locker macht.
Auch für dies arme Liedchen wär' das ein schlechtes Glück:
Es kief' vom Mund der Leute ins Tintensafz zurück.

Zwei Treibhauspflanzen.

Von Hebe. (Fortsetzung.)

Das Gänseblümchen begann darob zu staunen, daß es alle Leute an etwas erinnerte, das es selbst nicht kannte. Das Land, die Wiesen, die Berge — wo waren alle diese Plätze, und was kümmerten sie die Treibhauspflanze?!

Nun wandte es sich ab von der Straße und blickte hinein in den Laden, wo die Käufer beständig kamen und gingen. Da gewahrte es eine Menge Blumen in einer Richtung, wo es vorher keine bemerkt hatte, und sonderbarerweise sah es dieselben Blumen, die in seiner unmittelbaren Nähe standen. Es war ein Spiegel, in den es schaute. Es sah noch genauer hinein, und da erblickte es zwischen einer blühenden Azalea und einem Krug voll dunkelgrüner Farne eine junge Pflanze mit zarten Blättchen und eben geöffneten Knospen, die aussahen wie eine kleine goldene Krone in einem weißen Kranz. Das war — das Gänseblümchen konnte es kaum glauben —, das war ja sein eigenes Ebenbild! Nun sah es zum erstenmal, daß es gar nicht häßlich war, wie es früher geglaubt hatte. Wenn auch seine Blüten klein waren und nicht dufteten, so waren sie doch so lieblich und zart, daß es wohl würdig war, inmitten der großen, stolzen Blumen zu stehen. „Jetzt kenne ich mich selbst,“ dachte das Gänseblümchen, „und ich weiß, wie die Welt da draußen aussieht. Wenn ich nun nur noch wüßte, was die Leute meinen, wenn sie von dem Lande und von Feldern und Wiesen sprechen!“

Während es so nachdachte, befand sich gerade ein Mann in dem Laden, der viele Blumen kaufte, die am folgenden Tage in sein Haus geschickt werden sollten. Er betrachtete die Blumen im Schaufenster, und als er das Gänseblümchen sah, sprach er gelassen: „Das

tönnen Sie mir auch mitschicken.“ So wurde unser Blümlein wieder verkauft, und wieder sah es erwartungsvoll einem unbekanntem Schicksal entgegen. Der Blumenhändler nahm es vom Schaufenster weg, begoß es und setzte es in einen bunten Blumentopf am anderen Ende des Ladens. Dort stand es während der ganzen Nacht und des folgenden Tages, ohne daß sich jemand darum bekümmert hätte. Aber gegen Abend wurde es abermals eingepackt und in den geschlossenen Wagen gesetzt, und als es seine Auglein wiederum aufschlug, befand es sich in einem Raum, der an Schönheit und Pracht alles übertraf, das es je gesehen hatte.

In diesem Raume waren nicht nur Blumen untergebracht, wie im Treibhaus und im Blumenladen. Es war ein elegant eingerichtetes Zimmer mit seidebezogenen Möbeln, mit kostbaren Teppichen und zarten Spitzgardinen. Bilder hingen an den Wänden, und auf den Tischen und dem Ramin standen kostbare Vasen. An einer Wand befand sich ein Spiegel, der reichte von Boden bis an die Decke, und mitten im Zimmer hing ein mächtiger Kronleuchter, der eine Fülle von Licht ausstrahlte. Blumen waren auch da, und manche von ihnen waren aus demselben Geschäft gekommen wie unser Gänseblümchen. Sie waren im ganzen Zimmer verteilt, manche in Blumentöpfen, manche in Vasen und manche in den großen chinesischen Urnen, die am Fußboden neben dem Ramin standen. Das Gänseblümchen wurde ganz allein in einen schönen, blauen Blumentopf auf einen kleinen Messingtisch gestellt. Von dort aus konnte es das ganze Zimmer übersehen, aber es selbst war von einer großen Palme, die vor ihm stand, teilweise verborgen.

Bald kam die Dame des Hauses herein, um ihre Gäste zu empfangen, denn sie erwartete an diesem Abend große Gesellschaft. Sie trug ein kostbares Seidenkleid, aber sie war bleich und ernst und sah gar nicht aus, als ob die strahlende Umgebung ihr Freude mache. Langsam ging sie durch das Zimmer und betrachtete ihre Blumen. Sie beugte sich nieder, um an einem Strauß weißer Rosen zu riechen, und dann trat sie an den kleinen Messingtisch heran und betrachtete das Gänseblümchen. Die bleiche, junge Frau dachte an die Zeiten, da sie noch ein kleines Mädchen war und auf den Wiesen zwischen den Feldblumen spielte. Damals hatte sie statt des seidenen Gewandes ein Kleidchen aus Rattun getragen und hatte nicht in einem Palast, sondern in einem schlichten, weißen

Bauernhäuschen gewohnt, um das sich die Reben rankten und unter dessen Dach die Schwalben lustig zwitscherten. Wie glücklich war sie damals gewesen! Jetzt war sie traurig und einsam, trotz ihres großen Reichthums. Sie war traurig und einsam, weil sie kein Kind hatte. In ihren marmornen Hallen erscholl niemals das Getrippel linker Kinderfüßchen. In ihren großen, glänzenden Gemächern tönte niemals ein helles Kinderlachen. Das war ihr Kummer, und weil das Gänseblümchen sie an ihre eigene Kindheit erinnerte, mahnte es sie auch wieder an ihre Sehnsucht nach einem Kinde. In ihrem Auge erglänzte eine Träne. Sie beugte sich nieder und preßte ihre Lippen auf eine der weiß und goldenen Blüten. Der laute Ton einer elektrischen Glocke scheuchte sie aus ihren Träumen empor. Ihre ersten Gäste waren angekommen. Schnell wischte sie die Träne aus ihrem Auge und ging ihren Freunden lächelnd entgegen.

Bald war das ganze Zimmer mit fröhlichen Menschen angefüllt. Da waren Männer in schwarzen Anzügen und Frauen in buntsfarbigen Kleidern mit Spitzen und Edelsteinen verziert. Dem Gänseblümchen gefielen sie ungemain. „Die sind noch schöner als Blumen,“ dachte es.

Bis spät in die Nacht hinein erklang Musik und Gesang und der Schall fröhlicher Stimmen durch die strahlenden Räume, und das Gänseblümchen fühlte mit Stolz, daß es an all der Pracht und Lustbarkeit einen Anteil hatte. Als die Musik endlich verstummt war, als alle Gäste sich verabschiedet hatten und alle Lichter ausgelöscht waren, dachte es noch lange nach über das, was es gehört und gesehen hatte, und begeistert rief es aus: „Wie schön ist das Leben!“ Das kleine, unerfahrene Treibhauspflänzchen wußte noch nicht, daß es auch viel Leid und Glend im Leben gibt; das sollte es indessen bald lernen.

Am folgenden Morgen sah seine Umgebung viel weniger freundlich aus. Das Zimmer ward nur faß beleuchtet von dem matten Tageslicht eines trüben Wintermorgens, das sich durch die Fenster hereinstahl. Ein dumpfes Schweigen lastete auf dem großen, prächtigen Hause. Unser Gänseblümchen und die anderen Blumen in den Töpfen, ebenso wie die Rosen und Nelken in den Vasen ließen ihre Köpfschen hängen, denn es hatte noch niemand daran gedacht, ihnen frisches Wasser zu geben, und die Luft in dem Zimmer war dumpf und schwül. Spät, erst sehr spät am Vormittag

trat die Gastgeberin des vergangenen Abends herein. Jetzt sah sie noch bleicher aus in ihrem blaßblauen Morgenkleid, und es spielte kein Lächeln um ihre Lippen. Sie war eine traurige, kränkliche Frau, schon deshalb, weil sie nichts auf der Welt zu tun hatte. Wenige Minuten nachdem sie gekommen war, empfing sie den Besuch ihres Arztes. Er kam von Zeit zu Zeit zu ihr, nur um ihr zu versichern, daß sie nicht so krank sei, wie sie selber glaube. Er war ein freundlicher, lebhafter Mann, ebenso fleißig und vielbeschäftigt, wie diese Gesellschaftsdame untätig. Er fühlte ihren Puls und verschrieb eine harmlose Arznei. Dann sagte er:

„Nicht wahr, Frau Wetbach, Sie haben Kinder sehr gern?“

Die Frau blickte schnell auf: „Gewiß; aber warum fragen Sie mich?“

„Ich frage Sie deshalb,“ antwortete der Arzt, „weil mir eben einfällt, daß eine Frau wie Sie, die keine eigenen Kinder hat, wohl daran täte, den Kindern anderer Leute ihre Liebe zu schenken.“

„Wo soll ich anderer Leute Kinder finden, die meiner Liebe bedürfen?“ Die Frau sprach es in müdem Tone.

Ernsthaft erwiderte ihr der Arzt: „Es gibt ihrer Tausende in dieser großen Stadt. Aber ich dachte soeben an ein bestimmtes kleines Mädchen, das meine Patientin ist. Wollen Sie diese Kleine aufsuchen, sich um sie bemühen und ihr Liebe und Güte erweisen?“

Die Frau nickte eifrig und lauschte aufmerksam, während der Arzt fortfuhr: „Wenn Sie zu ihr gehen wollen, so müssen Sie Ihren Staat zu Hause lassen und ein recht einfaches Straßenkleid anziehen, denn meine kleine Patientin lebt fünf Treppen hoch in einem von vielen Familien bewohnten Hause, das in einer schmalen, schmutzigen Gasse steht. In einem kleinen, armseligen Zimmer liegt sie an einer Krankheit danieder, die erst nach Monaten geheilt sein wird. Eigentlich sollte sie in einem Hospital sein, aber ihre Mutter will sich nicht von ihr trennen, weil sie jetzt ihr einziges Kind ist. Sie hatte noch mehr Kinder, aber die sind gestorben. Sie liebt ihr Kind über alles, aber hat nur wenig Zeit, sich ihm zu widmen; denn Tag für Tag muß sie für andere Leute waschen und bügeln. Der Vater arbeitet vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht in einer Fabrik. Sie könnten viel für dieses kleine Mädchen tun, Frau Wetbach. Wollen Sie zu ihm gehen?“

Schnell und freudig erklärte sich die Frau bereit, und es kam auf einmal Leben in ihre müden Züge. Der Arzt erhob sich und blickte im Zimmer umher.

„Sie haben so viele Blumen,“ sagte er, und meine kleine Patientin hat Blumen so gern. Bringen Sie ihr doch einige mit!“

„Welche soll ich ihr bringen, — Rosen, Nelken, Chrysanthenen?“

„Nein nein, die nicht,“ entgegnete der Arzt. Er stand jetzt vor dem kleinen Messingtisch und betrachtete das Gänseblümchen. Dann sagte er: „Einmal hat meine kleine Patientin mit ihrer Schule einen Ausflug gemacht. Das war das einzige Mal, wo sie auf dem Lande gewesen ist. Damals hat sie Gänseblümchen gepflückt, und sie spricht noch heute davon. Es würde ihr also gewiß am meisten Freude machen, wenn Sie ihr diesen Topf mit Gänseblümchen mitbrächten.“

Die Frau war nachdenklich geworden. „Auch ich habe einst Gänseblümchen gepflückt,“ sprach sie leise; dann fügte sie rasch hinzu: „Die kleine Kranke soll ihre Lieblingsblumen haben.“

An jenem Nachmittag wechselte unsere Treibhauspflanze noch einmal ihren Aufenthaltsort, und ach, wie groß war diesmal die Veränderung! Jetzt war sie der einzige Schmuck eines armseligen, kleinen Stübchens, dessen kahle Pflanze ebenso streng und kalt auf die einsame Pflanze herniederblickten wie der bleierne Winterhimmel, der durch das schmale Fenster hereinsah. In einem Winkel des Zimmers stand ein kleines Bett. Darin lag ein schwächtiges Kind mit einem zarten, bleichen Gesichtchen, das von goldblonden Locken umrahmt war; und aus dem bleichen Gesichtchen blickten ein Paar blauer Kinderaugen so liebevoll und dankbar zu dem Gänseblümchen hinüber, daß dieses nicht bedauerte, seine frühere prächtige Umgebung mit diesem armseligen Quartier vertauscht zu haben. Ihrem Versprechen getreu hatte Frau Wetbach die kleine Kranke aufgesucht, und ohne zu sagen, wer sie sei oder woher sie käme, war sie wieder gegangen und hatte auf dem alten, wackeligen Tisch ein paar blanker Taler und den Gänseblümchenstod zurückgelassen. In dem anderen Zimmer der ärmlichen Wohnung stand des Kindes Mutter und wusch, wusch unaufhörlich, um ihres Mannes lärglichen Verdienst zu mehren, damit Arzt- und Apothekerrechnungen und Speise und Trank für das kranke Kind bezahlt werden konnten. (Schluß folgt.)

Des Kaisers neue Kleider.

Märchen von Andersen.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Kaiser, der so große Stücke auf hübsche neue Kleider hielt, daß er all sein Geld ausgab, um nur immer recht gepußt einherzugehen. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, kümmerte sich nicht um Theater und Waldpartien, außer wenn es galt, seine neuen Kleider zu zeigen. Für jede Tagesstunde hatte er einen besonderen Rock, und wie man von einem Könige sagt: „Er befindet sich im Rat,“ so sagte man hier immer: „Der Kaiser ist im Kleiderzimmer!“

In der großen Stadt, in der er residierte, ging es sehr lustig zu; jeden Tag kamen dort viele Fremde an. Eines Tages erschienen auch zwei Betrüger, welche sich für Weber ausgaben und behaupteten, daß sie das schönste Zeug, das man sich denken könnte, zu weben verständen. Nicht allein wären die Farben und das Muster schon ungewöhnlich schön, sondern die Kleider, welche man von diesem Zeuge anfertigte, hätten auch die wunderbare Eigenschaft, daß sie jedem Menschen, der für seinen Beruf nicht taugte oder unerlaubt dumm wäre, unsichtbar blieben.

„Das wären ja herrliche Kleider!“ dachte der Kaiser, „wenn ich solche Röcke an hätte, könnte ich ja dahinter kommen, welche Männer in meinem Reiche zu dem Amte, das sie bekleiden, nicht taugen; ich könnte die Klugen von den Dummen scheiden! Ja, das Zeug muß gleich für mich gewebt werden!“ Und er gab den beiden Betrügern ein reiches Handgeld, damit sie ihre Arbeit beginnen möchten.

Sie stellten auch zwei Webstühle auf, stellten sich, als ob sie arbeiteten, hatten aber nicht das geringste auf dem Stuhle. Im Verlangen waren sie jedoch nicht faul; sie begehrten die feinste Seide und das prächtigste Gold. Das steckten sie in die eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Webstühlen, und zwar bis tief in die Nacht hinein.

„Nun möchte ich doch wohl wissen, wie weit sie mit dem Zeuge sind!“ dachte der Kaiser, aber es war ihm doch ein wenig bänglich um das Herz bei dem Gedanken, daß derjenige, welcher dumm oder für sein Amt schlecht geeignet wäre, es nicht zu sehen vermöchte. Er glaubte zwar wohl, daß er seinetwegen nicht ängstlich zu sein brauchte, er zog es aber doch vor, erst einen anderen zu senden, um nachzusehen, wie es stände. Alle Leute in der

ganzen Stadt wußten, was für eine wunderbare Kraft das Zeug hätte, und jeder war sehr gespannt, zu sehen, wie töricht oder dumm sein Nachbar wäre.

„Ich will meinen alten, ehrlichen Minister zu den Webern schicken!“ dachte der Kaiser, „er kann am besten unterscheiden, wie sich das Zeug ausnimmt, denn er hat Verstand, und niemand ist besser als er für sein Amt geeignet!“

Nun ging der alte, gutherzige Minister in den Saal hinein, in dem die beiden Betrüger an den leeren Stühlen saßen und arbeiteten. „Gott behüte uns!“ dachte der alte Minister und sperrte die Augen weit auf, „ich kann ja gar nichts sehen!“ Aber das sagte er nicht.

Die beiden Betrüger erfuchten ihn näher zu treten und fragten, ob es nicht ein schönes Muster und prächtige Farben wären. Damit zeigte sie auf den leeren Webstuhl, und der arme Minister wurde nicht müde, die Augen aufzureißen, aber er konnte nichts wahrnehmen, denn es war nichts da. „Mein Gott!“ dachte er, „sollte ich dumm sein? Das habe ich nie geglaubt, und das darf kein Mensch erfahren! Sollte ich für mein Amt nicht taugen? Nein, es geht nicht an, daß ich erzähle, ich könne das Zeug nicht sehen!“

„Nun, Sie sagen ja nichts dazu!“ äußerte der eine am Webstuhl.

„O, es ist vortrefflich, ganz allerliebste!“ sagte der alte Minister und schaute durch seine Brille, „dieses Muster und diese Farben! Ja, ich werde dem Kaiser berichten, daß es mir außerordentlich gefällt!“

„Nun, das freut uns!“ sagten beide Weber, und darauf bezeichneten sie die Farben mit Namen und erläuterten das eigentümliche Muster. Der alte Minister lauschte aufmerksam zu, damit er das selbe sagen könnte, wenn er zum Kaiser zurückkäme, und so tat er.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und Gold, welches sie alles noch zum Gewebe brauchten. Sie steckten alles in ihre eigenen Taschen, auf den Webstuhl kam nicht ein Faden, aber sie fuhren wie vorher fort, an den leeren Stühlen zu arbeiten.

Der Kaiser sandte bald wieder einen anderen gutmütigen Beamten hin, um zu revidieren, wie es mit dem Weben ginge, und ob das Zeug bald fertig wäre. Es ging ihm genau wie dem Minister, er guckte und guckte, da aber außer den leeren Webstühlen nichts da war, konnte er auch nichts sehen.

„Nicht wahr, das ist ein schönes Stück Zeug?“ sagten die beiden Betrüger, und

zeigten und erklärten das schöne Muster, das gar nicht da war.

„Dumm bin ich doch eben nicht!“ dachte der Mann, „es ist demnach mein gutes Amt, zu dem ich nicht taugte. Das wäre doch sonderbar, doch darf man es wenigstens nicht merken lassen!“ So rühmte er denn das Zeug, welches er nicht sah, und versicherte ihnen seine Freude über die schönen Farben und das vortreffliche Muster. „Ja, es ist ganz allerliebste!“ sagte er zum Kaiser.

Alle Leute in der Stadt sprachen nur von dem prächtigen Zeuge.

Nun wollte der Kaiser selbst es sehen, so lange es noch auf dem Webstuhl wäre. Mit einer ganzen Schar ausgewählter Männer, unter welchen sich auch die beiden alten, grundehrlichen Beamten befanden, die vorher dort gewesen waren, begab er sich zu den beiden listigen Betrügern, die nun aus Leibeskräften webten, aber ohne Faser und Faden.

„Ja, ist das nicht wahrhaft kostbar?“ sagten die beiden grundehrlichen Beamten. „Geruhen Ew. Majestät nur zu bewundern, was für ein Muster, was für Farben!“ und dabei wiesen sie auf den leeren Webstuhl, denn sie dachten, die anderen könnten das Zeug doch sehen.

„Was ist das!“ dachte der Kaiser, „ich sehe ja gar nichts! Das ist ja entsetzlich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht zum Kaiser? Das wäre das Schrecklichste, was mir passieren könnte.“ „O, es ist ganz hübsch!“ sagte der Kaiser darauf laut, „es hat meinen allerhöchsten Beifall!“ und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; er wollte nicht gestehen, daß er nichts sehen könnte. Das ganze Gefolge, welches er mit sich hatte, guckte und guckte, bekam aber nicht mehr heraus als alle die anderen; gleichwohl sprachen sie alle dem Kaiser nach: „O, es ist ja ganz hübsch!“ und sie rieten ihm, diese neuen Kleider aus diesem herrlichen Stoffe zum ersten Male bei dem feierlichen Aufzug zu tragen, der bevorstand. „Reizend, herrlich und wundervoll!“ ging es von Mund zu Mund, und alle waren innig froh darüber. Der Kaiser verlieh den beiden Betrügern ein Ritterkreuz in das Knopfloch zu hängen und den Titel Geheime Hofweber.

Die ganze Nacht vor dem Vormittag, an welchem der Aufzug stattfinden sollte, brachten die Betrüger wachend zu und hatten mehr als sechzehn Lichter angezündet. Alle Leute konnten sehen, wie beschäftigt sie mit der Anfertigung der neuen Kleider des Kaisers waren. Sie

stellten sich, als ob sie das Zeug von den Webstühlen nähmen, schnitten mit großen Scheren in der Luft herum, nähten mit Nähnadeln ohne Faden und sagten endlich: „Sieh, nun sind die Kleider fertig!“

Der Kaiser kam mit seinen vornehmsten Hofleuten selbst zu ihnen, und beide Betrüger hoben den einen Arm in die Höhe, als ob sie etwas hielten, und sagten: „Seht, hier sind die Beinkleider! hier ist der Rock! hier ist der Mantel!“ und so weiter. „Es ist so leicht wie Spinnweben! Man sollte meinen, man trüge nichts auf dem Körper, aber das ist gerade der Vorzug dabei!“

„Ja!“ sagten alle Hofleute, konnten aber nichts sehen, denn es war nichts da.

„Geruhen Ew. Kaiserliche Majestät nun allergnädigst, Hochbero Kleider abzulegen,“ sagten die Betrüger, „dann wollen wir Hochdemselben hier vor dem großen Spiegel die neuen anziehen.“

Der Kaiser legte seine Kleider ab, und die Betrüger taten, als ob sie ihm jedes Stück der neuen Kleider, die angefertigt sein sollten, anzögen; und sie faßten ihn um die Hüften und stellten sich, als ob sie etwas festbänden, das sollte die Schleppe sein, und der Kaiser wandte und drehte sich vor dem Spiegel.

„Wie himmlisch sie kleiden, wie herrlich sie sitzen!“ riefen alle. „Welches Muster, welche Farben! Das ist ein kostbarer Anzug!“

„Draußen stehen sie mit dem Thronhimmel, welcher über Ew. Majestät im feierlichen Zuge getragen werden soll!“ meldete der Oberzeremonienmeister.

„Nun, ich bin in Ordnung!“ sagte der Kaiser. „Sieht es nicht gut?“ Und dann wandte er sich noch einmal gegen den Spiegel, denn es sollte so aussehen, als ob er seinen Fuß recht betrachtete.

Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen sollten, langten mit den Händen gegen den Fußboden, als wenn sie die Schleppe aufhoben. Sie gingen und hielten die Hände steif vor sich in der Luft; sie dursteten es sich nicht merken lassen, daß sie nichts sahen.

So ging denn nun der Kaiser bei dem feierlichen Umzuge unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Leute auf den Straßen und in den Fenstern riefen: „O Himmel, wie unvergleichlich sind doch des Kaisers neue Kleider! Welch herrliche Schleppe trägt er am Rocke! Wie vortrefflich sitzt alles!“ Niemand wollte sich merken lassen, daß er nichts sähe, denn sonst hätte er ja nicht zu seinem Amte getaugt oder wäre schrecklich dumm gewesen. Keines der kaiserlichen Kleider hatte bisher solches Glück gemacht.

„Aber er hat ja gar nichts an!“ rief plötzlich ein kleines Kind. „O Himmel, hört die Stimme der Unschuld!“ sagte der Vater; und einer flüsterte dem andern zu, was das Kind gesagt hatte.

„Er hat gar nichts an, ein kleines Kind ist dort, welches behauptet, er habe gar nichts an!“

„Er hat ja gar nichts an!“ rief endlich das ganze Volk. Das wurmte den Kaiser, denn es schien ihm selbst, als ob das Volk recht hätte, aber er dachte: „Jetzt hilft nichts, als standhaft auszuhalten!“ Er nahm eine noch stolzere Haltung an, und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

Gänsefantate.

Von Hoffmann v. Fallersleben.

Was haben wir Gänse für Kleidung an?

Si ga gad!

Wir gehen barfuß allezeit

In einem weißen Federkleid,

Si ga gad!

Wir haben nur einen Frack.

Was trinken wir Gänse für einen Wein?

Si ga gad!

Wir trinken nur den stärksten Wein,

Das ist der Gänsewein allein,

Si ga gad!

Ist stärker als Rum und Rad.

Was haben wir Gänse für eine Kost?

Si ga gad!

Des Sommers gehn wir auf die Au,

Des Winters speist die Bauersfrau,

Si ga gad!

Uns aus dem Pafersack.

Was reden wir Gänse für Sprache doch?

Si ga gad!

Wir könnten Professoren sein,

Wir reden Griechisch und Latein;

Si ga gad!

Ist unser Schnick und Schnack.

Was machen wir Gänse am Martinstag?

Si ga gid!

Man führt uns aus dem Stall hinaus

Zu einem fetten Martinschmaus,

Si ga gid!

Und bricht uns das Genick.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Betfin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Voss Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.